

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 21

Artikel: Beatrice

Autor: Walter, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Doppset hi-mer müesse diene,
3' Friberg, 3' Bärn gehorsam sy;
Drum sy mir de alse niene
Naua recht dihiimme gsy.

We me si het gwanet ghäbe,
Annerfahrt im flüste Jahr,
Wechſel i die Herrſchaft äbe,
Cham e nūwe Vogt darhar.

Het ſich Friberg üs erbarmet,
Muſti äs grad umhi ga;
Was der Bärner gſli erwarmet,
Muſti är va Griffen laſ.

Het der Bärner hüscht befohle,
Ku mid iert i Friberg hott;
Ghina wollt der anner tolle,
Annersch gieng es alli Bott.

O. v. Greyerz.

* * *

Die Sonne

Wie reich der Himmel seine Farben ſchenkt!
Ich habe keine, die mir Frieden gab, gefunden.
Das wundersam das Licht der Sonne fängt,
Und nun durch eines bunten Bogens Bracht
Die Stube mir zum lichten Märchen macht!
So, denk' ich, müſt' auch eine Seele fein,
Ein Strahl der Liebe taucht' in ſie hinein,
Und übergänzt in ſichter Herrlichkeit
Die Nacht der Welt in ihrem dunklen Kleid.

Walter Schweizer.

* * *

Beatrice

Eine kleine traurige Liebesgeschichte.

von Hans Walter

König Eugen, genannt Genchen, ſaß im Kreise seiner Männer auf seinem Thron im Wagenschuppen. Von Zeit zu Zeit rollte eine weiße Perle an die Spitze seiner kälteroten Nase; und wütend über diese Vorwürigkeit ſchneuzte der König ſie mit zuckenden Mundwinkeln zurück. Dabei wippte ſeine Mütze mit dem schweren Wollknäuel derart, daß ſie erst hinten- und dann vornüberschlug. Die Männer ſaßen in eifigem Schweigen. Wie fehr ihre Nasen auch tropften: ſie ließen ſie tropfen, bis ihre Lippen den faſzig ſchleimigen Geschmack ſchmeckten. Die Hände vergruben ſie unter ihre bunten Schürzen oder in die angeschwollenen Hosenäſe, und bisweilen trommelten ihre Holzſchuhe auf den feuchten Lehmboden.

Der König machte ſeiner Rede ein Ende, indem er ſich vom umgeſtürzten Sägebock erhob und ausrief: „Ihr habt gehört: Weg mit den bunten Lappen eines Herzogs und eines Grafen! Laßt uns Räuber ſein und ſchlächt! Hier, nehm' von der Beute, teilt es und geht!“ — Er ſelbst nahm von dem Haufen Zeug, das in einem Winkel lag, nur ein grobes Tuch und wartete gedankenvoll, bis ſeine Männer ſich um den Rest ausgetrieben.

Erst als die ſechs Granden dastanden, ſah man, wie klein ſie neben ihrem König waren; und als ſie ſich davontrollten und in außerdienerlicher Entfernung laut zu werden begannen, zeigte ſich, wie königlich ihr Anführer ſich ihnen gegenüber benahm. König Genchen nämlich schlenderte mit weit ausgespannten Taschen nach Hause, ohne ſich im geringsten um ſeine Männer oder um die Umwelt zu kümmern. Vor der Haustür pützte er die Schuhe ſauber, riß drinnen die Kappe vom Braunhaar, legte Filzpantoffeln an die erſtarren Füße und ſetzte ſich erhaben und bedächtig zu Tisch.

Prinzessin Beatrice indes ſaß vor dem Spiegel und legte ſich kraftvolles Rot auf die Lippen. Genchen liebte kraftvolles Rot und vergnügte ſich daran, wenn ihre Künfe rote Ringe auf ſeine Wangen malten. Ihre Augen glitzerten wie dunkelblaue Sterne, und die langen ölglatten Wimpern standen wie ſchneefüchtige Blenden davor. Genchen liebte diese Augen und ſagte immer, es gäbe nichts schöneres auf der Welt. — Wie ſie ihr Haar, das von der Farbe einer ausgereiften Kastanie war, mit Kamm und Bürſte hinter die Ohren glättete und mitten über den Schädel einen milchweißen Scheitel zog, hörte ſie Genchen nach Hause kommen. Flink band ſie ein blau taftenes Band ins Haar, guckte links, guckte rechts ins Spiegelglas, zupfte hier und zupfte da, ſtrich ein paarmal mit befeuchtetem Finger über die starken Brauen und, nachdem ihr Ausſehn ſie befriedigt hatte, vertauschte ſie den großblumigen Samtumhang mit feiner Unterwäsche, die ihr in aller Eile aus dem Schranklein entgegengesprang. Während ſie ſich anzog, ſah man, wie gut ſie gewachsen war und welch zarte Haut ſie hatte. Nachdem ſie ſeidene Strümpfe über ihre ſchlanken Beine und Lacktiefel über ihre winzigen Füßchen geſtülpt hatte, ſchlug draußen eine Türe zu. Prinzessin Beatrice mit vor Eifer ſtammandem Kopf und pochendem Herzen langte in ihre Garderobe und hob ein himmelblau geblümtes Seidenkleid heraus. Genchen ſagte immer, daß ſie darin einem Engel gleiche und nur noch fliegen könne müßte, um wirklich einer zu fein. — So ſtund ſie denn in ihrem ganzen Ornament, mit ſtraffer Taille und glödigem Faltenwurf, auf dem weißen bewegten Busen glichernde Juwelen und eine samtrote Rose im Gürtel, und wartete auf Genchen, deffen Herannahen ſich wie das Rollen eines fernnen Gewitters auf der Stiege ankündigte.

„Mein König!“ rief Prinzessin Beatrice und ließ dem eintrenden Genchen in die Arme. — „Engel“, raunte dieser freudeüberstrahl, als er Beatrice leife und geschmeidig wie die Seide ihres Gewandes in seinen Armen spürte. Dann rückte er ſie ſacht unter den Kronleuchter, deffen Lichter den Goldfischen im Aquarium gleich hin- und widerſtützen. — „Wie schön du dich heut gemacht haſt, mein Engel!“ — „O ja? . . . Das ist alles für dich, mein Genchen. Riech doch an der duftenden Rose, und ſchau, wie die Juwelen funkeln! Neulich gabſt du ſie mir, als du den geheimnißvollen Schrein auf dem Boden erbeutet haſt. Ich habe ſie noch nie getragen. Erſt heute ſchien mir der Tag würdig genug: denn du follſt, wie ich höre, einen neuen großen Sieg errungen haben, mein König.“ — Und mit leuchtendem Stolz umhalteſt ſie den geliebten Mann, der vor ihr stand wie eine ſcheue Sonnenblume vor dem Weilchen. An ſeinen Rockärmel gelehnt, die fiebrig erbißten Wänglein wie reife Pfirsiche zu ihm empor gewendet, fuhr ſie bettelnd fort: „Erinnerſt du dich noch, als ich ganz klein war vor Jahren und du noch Genchen und nicht König Genchen hiebeſt? Damals brachteſt du mir den ersten Lippenſtift, und als ich über deſſen Verwendung fragte, da küßteſt du mich zum erstenmal richtig auf den Mund und färbeſt mir die Lippen rot und dann durfte ich die Ringlein auf deinen Wangen zählen und dann . . .“ — „Laß gut fein, Engel!“ — Genchen neigte ſich über die kreisrund zusammengehoberen Lippen und küßte ſie. „Aber“, eiferte Beatrice weiter, ihre Pfirsichwangen tiefer in ſeine Rockfalten ſchmieged, „wie ſelſam du heute riechſt! So männlich und kräftig, genau wie damals, als du Häuptling wurdeſt und mir mein erſtes Spijekleid heimbrachteſt. Jetzt ist es längst zerrissen. Ich habe nur noch den Kragen mit den vielen Elfen und Zwergen darauf. Willſt du ihn einmal ſehn?“ — „Nicht jetzt, nicht jetzt, mein Engel!“ wehrte Genchen ab. — „O ich weiß ſchon: er ist des heutigen Königskleides nimmer würdig. Jetzt geb ich in Samt und Seide und in Spitzen aus Benedig; jetzt ſchmück' ich mich mit Elfenbein, mit Gold und Juwelen. O Genchen: jetzt bin ich eine Königin!“ — Genchen schwieg und blickte verſonnen aus dem Fenster, und ſeine blaurotgewürfelte Schürze hing recht ſummervoll an ſeiner nachdenklichen Figur herab. Von der Gasse drangen Schreie und lautes Lachen ins Zimmer. Irgend etwas rüttelte da Genchen auf, daß er plötzlich

aufsprang, die erstaunte Prinzessin ohne Rücksicht auf ihr stolzes Kleid mitten aufs Sofa setzte und danach heftig an seiner Rocktasche zu zerrn begann. — „Heut bring ich dir auch ein neues Kleid, Beatrice. Hier!“ — und dabei schwenkte er einen grauen sackleinen Kittel in der Hand — „hier! das Kleid einer Räubersfrau.“ — Seine Augen schoßten wie zwei zu früh abgefeuerte Kanonenkugeln aus ihren Höhlen, und seine Stimme schwang und vibrierte wie bei langen Reden im Staatsrat. — „Lang genug habe ich König gespielt; es ist zu langweilig; jetzt möchte ich mal Räuberhauptmann sein, und du bist meine Frau. Weg mit den bunten Zeichen! Von heute an wirst du in einem Zelte wohnen und auf Fellen schlafen.“ — Beatrice, den Stimmungen ihres Gemahls nicht gewachsen, dachte zuerst an einen übeln Scherz und bewunderte die Kraft und den Heldenmut ihres Königs. Als sie aber das grobe graue Kleid vor ihrer Nase roch, zweifelte sie nicht mehr länger an Genthens Ernst. Ihre Kehle schluckte ein paarmal leer und klapste dabei, und die Lider zwinkerten als wären sie lahme Flügel. Wie tausend Vogelstimmen gurrte und zwitscherte es an ihren Ohren vorüber, der graue Lappen nahm riesenhafte Gestalt an, — und da sank sie, sank vornüber, und in ihrer Seele wurde es bitter-schwarz. . .

Genthen, der eben auf sie zuschritt, sah diese sinkende Gebärde falsch auf und deutete sie als Zeugnis einer unverwüstlichen Ehrfurcht und Ergebenheit. — „Mein Engel“, rief er und sah die Sinkende auf, „mein Engel, komm, lasst dir das neue Kleid anprobieren!“ — Behutsam tippte er an den hauchdünnen Nähten des Königskleides, riß dann aber, als ihm die Geduld ausging, den Zecken, wie er es genannt, herunter, band Juwelen und Unterwäsche los, und da lag seine engelschöne Braut splitternaakt in seinen Armen. Wie er sie so liegen sah, reute ihn plötzlich sein Vorhaben und er fragte sich, wie es wohl kommen würde, wenn sie einmal Frau Räuberin wäre, sie mit ihrem schwachen Leib und ihrer weichen Seele. Aber da rissen ihn mahnende Laute von der Gasse her — es wären die spielenden Männer — aus seinen Zweifeln. Gleich einem ergriffenen Dieb zog er ihr das graue Leinenhemd über die zarten Glieder. Sie aber sank, da er sie losließ, wie vordem leblos um und fiel kopfüber auf den harten Fußboden.

Genthen stand da wie vom Donner gerührt. Als er sich über die Gestürzte beugte und ihr blutendes Haupt aufhob, sah er mit jähem Schrecken, daß der ganze Schädel durchrischen war. Die sonst dunkelblauen Augen der Prinzessin lagen im Brechen. Trotzdem lebte noch ein Fünklein Leben in ihnen auf, als sie denen Genthens begegneten. — „Engel, Beatrice . . . ich wollte ja nicht . . . du sollst wieder Königin sein . . . Engel!“ — In Genthens Stimme mischten sich Tränen, und um seine Mundwinkel zuckte ein Weinen.

Beatrice sprach nimmer. Aus Mund und Nase floß das Blut. Aber ihre Augen schienen zu sagen: „Ich hatte dich lieb, du warst mein König und ich deine Königin. Warum, wenn du mich liebstest, konntest du mich derart behandeln?“ — Mit diesem stummen Vorwurf in den Augen verschied Prinzessin Beatrice in den Armen ihres Königs, der tränenumflort dem Geschick flüchtete, das ihn geheißen, Thron und Königin um eines Räuberzeltes willen aufzugeben.

*

„Heul doch nicht so“, sagte die Mutter unwirsch, als sie Stunden später Genthen über der toten Beatrice schluchzen sah. — „So schlimm wird die Sache wohl nicht sein mit deiner Puppe. Und einen neuen Kopf wird der Mann im Spital schon für sie haben.“ — Über Genthen wehrte sich verzweifelt. Seine Beatrice war tot. Für sie gab es keinen neuen Kopf, und nichts, nichts in der Welt hätte ihn dazu bewegen können, den alten, zerschlagenen aus der Hand zu geben.

Als ihm die Mutter eine neue Beatrice schenken wollte, rief er entrüstet: „Nein, nein, ich will keine neue Beatrice; ich will überhaupt keine Puppe mehr!“ —

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

8. Fortsetzung.

Dieten erwachte.

„Er ist kein Dieb“, schrie sie. „Er ist unschuldig.“ Sie stand auf. „Ich bin die Diebin, Herr Keridan. Es ist meine Idee gewesen.“

„Das kann sogar wahr sein“, gab er zu. „Die Phantasie der Frauen führt bis zum Verbrechen.“ Seine Stimme wurde sanfter. „Wie sind Sie eigentlich auf diese Idee gekommen?“

Sie sah ihm freimütig in die Augen.

„Ich habe Sie für einen Schieber gehalten. Ich habe dieses Geld als unrechtmäßiges Gut betrachtet, das, weiß Gott, zu welchem Zweck nach der Schweiz geschmuggelt werden sollte. Ich habe mich geirrt.“ Sie schluckte. „Vielleicht habe ich mich geirrt.“

Keridan erhob sich und trat zu Dieten.

„Hören Sie mich aufmerksam an, Frau Hollbruch. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß diese Fabrik gesperrt wird und daß soundsoviele Menschen ihr Brot verlieren, wenn Ihr Mann das Geld nicht zurückgibt. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Existenz vernichtet wird. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Schwester, die für den Betrag gebürgt hat, ruiniert wird. Es wird Ihnen aber nicht gleichgültig sein, daß das Leben Ihres Mannes in Gefahr ist, wenn er das Geld behält. Ich rate Ihnen, mir zu glauben.“

„Ersparen Sie sich Ihre lächerlichen Drohungen, Herr Keridan. Wenn Sie drohen, werden Sie nichts erreichen.“

„Ich drohe nicht, Frau Hollbruch. Ich weise nur auf die Gefahr hin, in der Ihr Mann schwebt, solange er im Besitz des Geldes ist.“

Sie ging zur Tür.

„Schön, dann wollen wir zum nächsten Polizeirevier fahren. Sie können meinen Mann wegen Diebstahls verhaften lassen. Ich bin bereit, dem Kommissar zu sagen, wo mein Mann zu finden ist.“

Er packte sie brutal beim Handgelenk.

„Was soll diese Komödie? Sie wissen genau so gut wie ich, daß ich gegen Ihren Mann keine Anzeige erstatten kann.“

„Dann drohen Sie nicht. Wollen Sie mich einschüchtern? Das ist ganz überflüssig und zwecklos.“ Sie hatte einen Mutanfall. „Lassen Sie meine Hand los! Was fällt Ihnen ein?“ Er gab sofort ihre Hand frei. „Sie werden Ihr Geld zurückbekommen, Herr Keridan. Ich verspreche es Ihnen.“

Er machte ein unglaubliches Gesicht.

„Wie wollen Sie Ihr Versprechen erfüllen?“

„Wenn Sie es erlauben, denn ich bin in Ihrer Hand als Bürgin und Geisel, werde ich zu meinem Mann fahren und ihn auffordern, das Geld Ihrer Schwester zu übergeben.“

Er lächelte höhnisch.

„Und Sie glauben wirklich, daß Ihr Mann das tun wird?“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Ich nicht, Frau Hollbruch.“

„Sie dürfen Vertrauen zu mir haben, Herr Keridan. Falls mein Mann sich weigern sollte, das Geld herauszugeben, eine Möglichkeit, die ich für vollkommen ausgeschlossen halte, so verspreche ich mich, zu Ihnen zurückzukommen. Glauben Sie ernstlich, daß mein Mann mich wird gehen lassen, um das Geld behalten zu können?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete er zögernd. „Ich weiß nur, daß es kein stärkeres Gift gibt als Geld.“

„Ist Geld auch stärker als Liebe?“

„Bestimmt.“

„Wenn das wahr ist, Herr Keridan, dann habe ich verloren und mein Leben verspielt.“ Sie rief fanatisch: „Aber es ist nicht wahr!“

Fortsetzung auf Seite 513.